GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Etwas stimmte nicht. Narrative Allianzen und retrospektive Zeug*innenschaft

Moisi, Laura

2019

https://doi.org/10.25595/3647

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Moisi, Laura: *Etwas stimmte nicht. Narrative Allianzen und retrospektive Zeug*innenschaft*, in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 28 (2019) Nr: 2, 107–120. DOI: https://doi.org/10.25595/3647.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v28i2.09

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Dhawan, Nikita/**Castro Varela**, Maria do Mar, 2016: „What Difference Does Difference make?" Diversity, Intersectionality and Transnational Feminist Politics. Wagadu: A Journal of Transnational Women's and Gender Studies. Special Issue, 16, 9-43.

Fink, Elisabeth/**Ruppert**, Uta, 2009: Postkoloniale Differenzen über transnationale Feminismen. Eine Debatte zu den transnationalen Perspektiven von Chandra T. Mohanty und Gayatri C. Spivak. Femina Politica. 18 (2), 64-74.

Food Share, 2019: Food Justice. Internet: https://foodshare.net/about/food-justice/ (15.7.2019).

Friedmann, Harriet, 2007: Scaling up. Bringing Public Institutions and Food Service Corporations into the Project for a Local, Sustainable Food System in Ontario. In: Agriculture and Human Values. 24 (3), 389-398.

Goodman, David/**DuPuis**, Erna Melanie/**Goodman**, Michael K., 2011: Alternative Food Networks. Knowledge, Practice and Politics. New York.

Grewal, Inderpal/**Kaplan**, Caren (Hg.), 1997: Scattered Hegemonies. Postmodernity and Transnational Feminist Practices. Minneapolis.

Guthman, Julie, 2008: „If only they knew". Color Blindness and Universalism in California Alternative Food Institutions. In: Professional Geographer. 60 (3), 387-397.

Hemmings, Clare, 2012: Affective Solidarity: Feminist Reflexivity and Political Transformation. In: Feminist Theory. 13 (2), 147-161.

Johnson Reagon, Bernice, 1983: Coalition Politics. Turning the Century. In: Smith, Barbara (Hg.): Home Girls. A Black Feminist Anthology. New York, 356-368.

Johnston, Josée/**Cairns**, Kate, 2015: Food and Femininity. New York.

Leinius, Johanna, 2018: The Cosmopolitics of Solidarity. A Postcolonial Feminist Discourse Analysis of Inter-Movement Encounters. Dissertation Goethe-Universität Frankfurt 2017.

Mohanty, Chandra Talpade, 1984: Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses. In: boundary 2. 12 (3), 333-358.

Probyn, Elspeth, 1993: Sexing the Self. Gendered Positions in Cultural Studies. London, New York.

Slocum, Rachel B./**Saldanha**, Arun, 2013: Geographies of Race and Food. Fields, Bodies, Markets. London.

Etwas stimmte nicht. Narrative Allianzen und retrospektive Zeug*innenschaft

LAURA MOISI

Als Christine Blasey Ford im September 2018 vor dem US-Justizausschuss ihre Erinnerungen an eine versuchte Vergewaltigung durch den Supreme Court-Kandidaten Brett Kavanaugh schildert, verfolgen Millionen von Menschen ihre Zeug*innenaussage. Sie wird live auf Handys gestreamt und auf Bildschirmen in öffentlichen Räumen gezeigt. Manche, die zuschauen, scheinen sich selbst an Ereignisse zu erinnern, die lange zurückliegen. Denn während der Anhörung vermeldet die nationale US-Hotline für Opfer sexualisierter Gewalt einen Anstieg der Anrufe

um 150%. Fords Schilderungen machen deutlich, dass Übergriffe und Berührungen, so intim sie sein mögen, ebenso wie die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, sie abzuweisen, in einem politischen Zusammenhang stehen. Kritiker*innen stellten immer wieder die Frage, warum sich Ford, so wie viele andere Überlebende sexualisierter Gewalt, die im Zuge von #MeToo ihre Erfahrungen öffentlich machten, *erst jetzt* zu Wort melden – und übersehen dabei den grundlegenden politischen Dissens, der sich in den Erinnerungen auf erzählerische Weise äußert. Dies soll im Folgenden anhand verschiedener Fallbeispiele argumentiert und aufgezeigt werden.

Fords Aussage kann im Anschluss an Sara Ahmed (2017, 32) als Form der retrospektiven Zeug*innenschaft verstanden werden. In diesem Beitrag wird es mit Blick auf unterschiedliche Beispiele retrospektiver Zeug*innenschaft um die Frage gehen, wie Schilderungen von sexualisierter Gewalt ins Zentrum queer-feministischer Solidarität rücken. Anhand verschiedener Textformen und Genres wie fiktionale und autobiografische Literatur, Dokumentarfilme und feministische Essays, gehe ich folgenden Fragen nach: Wie fordern literarische Auseinandersetzungen mit sexualisierter Gewalt das Verhältnis von Macht und Ohnmacht sowie von Affekt und Widerstand im Kontext intimer Gewalterfahrung heraus? Inwiefern taucht Erinnerungsarbeit dabei als spezifisch feministische Arbeit auf? Und wie verschieben sich im Zuge dessen Vorstellungen von kollektiven Allianzen? Im Anschluss an kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Affekt und Geschlecht diskutiert der Beitrag gegenwärtige Neuaushandlungen von Solidarität. Im Blick stehen dabei zwar vordergründig unterschiedliche Formen und Modalitäten des Erzählens – autobiografische Zeugnisse, dokumentarisches Material, fiktionale Texte –, die Analyse behandelt diese Arten des Erzählens jedoch als Erscheinungsformen einer zugrundeliegenden narrativen Praxis performativer Wirklichkeitsbewältigung. Die Gemeinsamkeiten liegen dabei in der Problematisierung des Sprechens und Schreibens über erfahrene Gewalt. Was die untersuchten Textarten verbindet, so die dem Folgenden zugrunde liegende Annahme, liegt auf der Ebene der praktischen Wirksamkeit von Textproduktion und -rezeption im Hinblick auf Neukonfigurationen des Verständnisses sexualisierter Gewalt. Ich schließe mit dieser methodologischen Voraussetzung an jüngere kulturwissenschaftliche Arbeiten zu sexualisierter Gewalt an, insbesondere Nickie D. Phillips „Beyond Blurred Lines. Rape Culture in Popular Media“ (2017) und Carine Mardorossians „Framing the Rape Victim. Gender and Agency Reconsidered“ (2014).

Um narrative Aufarbeitungen von sexualisierter Gewalt als Aspekt von Neuaushandlungen von Solidarität zu fassen, gehe ich in folgenden Schritten vor: Zunächst behandle ich anhand unterschiedlicher biografischer Rückblicke die Frage, inwiefern retrospektive Zeug*innenschaft als eminent politische Erinnerungsarbeit begriffen werden kann. Sodann untersuche ich, was es heute konkret bedeutet, Gewalt als Gewalt zu erkennen und als solche zu benennen. Anschließend entwickle ich am Beispiel von #MeToo das Konzept der narrativen Allianzen. Unter narrativen Allianzen werden die intersubjektiven Resonanzen verstanden, die zwischen unter-

schiedlichen Schilderungen von Gewalt entstehen und dabei neue Diskurs- und Artikulationsräume schaffen. Meine These ist, dass narrative Allianzen der Gegenwart etablierte Sprechweisen und Erklärungsmuster zu Intimität und Gewalt herausfordern und umarbeiten. Auf dieser Grundlage wird abschließend eine Perspektive auf narrative Allianzen als feministische Solidaritätsform skizziert, die soziale Differenzen nicht außer Acht lässt, sondern wechselseitige Sichtweisen auf Geschlecht und Rassismus produktiv macht. Der Text versteht sich als Beitrag zu einer feministischen politischen Theorie der Gegenwart in kulturwissenschaftlicher Orientierung. Mit Bezügen zum kulturwissenschaftlichen Forschungsfeld der Affect Studies soll der Zusammenhang von Solidarität und Widerstand mit Blick auf sexualisierte Gewalt aktualisiert werden.

Retrospektive Zeug*innenschaft

In „Living a Feminist Life" beschreibt Sara Ahmed (2017, 18) die Auseinandersetzung mit feministischen Lektüren als eine Reise zurück in die eigene Biographie; an vergangene Orte und Situationen, ausgestattet mit Begriffen und Konzepten aus der Gegenwart. Feminismus selbst lässt sich als ein *affektives Erbe* verstehen, wie Ahmed notiert – als die Erkenntnis, dass das, was *mir* passiert auch anderen passiert (ebd., 20). Feministische Texte zu lesen, bedeutet, das eigene Leben zu befragen und zu retrospektiven Zeug*innen von Unrecht und Gewalt zu werden (ebd., 32). Es ist ein affektiver Prozess, der darin besteht, Erinnerungen in neuem Licht zu betrachten und jene Realitäten, vergangene und gegenwärtige, zu verstehen, die schwer zu begreifen sind. Ahmed analysiert, wie sich Versuche der Legitimation von Ungleichheit in Alltagserfahrungen einschreiben, und wie Sexismus und Rassismus unmittelbar erfahren werden: am eigenen Körper, am Arbeitsplatz, am Familientisch. Ausgehend von Audre Lorde, die in ihren Werken eindrücklich beschrieben hat, wie politische Begriffe aus Erfahrungen von Ungleichheit und den kollektiven Kämpfen dagegen entstehen, prägt Ahmed den Begriff der „sweaty concepts" (ebd., 12): Konzepte, die unmittelbar aus den Anstrengungen des Widerstands im Alltag hervorgehen. Ahmed macht wiederholt deutlich, dass nicht nur das Private politisch ist, sondern darüber hinaus auch das Persönliche theoretisch (ebd., 30). Aus dieser Perspektive gehören persönliche Erfahrungen mit intimer Gewalt, mit Situationen, in denen sich jemand über die eigene Selbstbestimmung und körperliche Unversehrtheit hinwegsetzt, zum Stoff politischer Theorie. Auch umgekehrt gilt, dass Begriffe erst Bedeutung gewinnen, indem sie persönlich – im eigenen Leben, in der eigenen Biografie – erschlossen werden. Es ist eine Perspektive, die auch Frigga Haug (1999) in ihren Forschungen zu kollektiver Erinnerungsarbeit betont. Haug versteht Erinnerungsarbeit als eine „Kritik sozialer Wahrnehmung" (ebd., 68). Persönliche Erinnerungen seien notwendig für historische Einsichten. Der Prozess des Erinnerns ist dabei selbst schon „das Ziel" (ebd., 227), denn das Erinnern bestimmt die Möglichkeiten des Handelns und der Selbstermächtigung.

Ahmed (2017) beschreibt Feminismus in diesem Zusammenhang auch als eine Form von Wahrnehmung: als die Art und Weise, wie Schilderungen über Leid, Gewalt, Ohnmacht gehört werden (ebd., 22). Feminismus besteht somit darin, Dinge zu sehen, die andere nicht sehen; Gewalt da zu erkennen, wo andere bloß Missverständnisse sehen; auch jenen Teil der Geschichte zu hören, der nicht schon deren Ausgang vorgibt. Feminismus kann aus dieser Perspektive als Form eines politischen Gefühls verstanden werden: als eine affektive und körperliche Reaktion auf strukturelle Machtverhältnisse. „A sensation felt by the skin. (...) you sense that something is wrong or you have a feeling of being wronged. You sense an injustice. You might not have used that word for it; you might not have the words for it" (ebd., 22).
Beim Zurückblicken auf ihre Gewalterfahrungen beschreiben manche Überlebende ein seltsames Gefühl, das sie vor den Taten beschlich. Eine der Frauen, die Robin Warsaw in „I Never Called it Rape" (1988) nach ihren Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt befragte, erinnert sich an die innere Stimme, die sie, bevor ihr Bekannter sie angriff, davor gewarnt hatte, ihm zu vertrauen. „I don't know why (…) but from the moment he said he would take me to the audition, I felt dread. He hadn't acted or spoken strangely, yet I was scared. A voice, quietly at first, began to whisper: ‚Don't go!'" (ebd., 60). Die derartige Wahrnehmung eines Geschehnisses, ein ungutes Bauchgefühl oder eine innere Stimme, die unheilvolle Vorahnungen zum Ausdruck bringt, lässt sich als feministisches Gefühl betrachten. Hieran wird ersichtlich, inwiefern das Nachdenken über die eigenen Erlebnisse bereits eine Art von theoretischer Arbeit sein kann. Es geht dabei darum, das zuvor diffus Gespürte, auch kleinste Details der früheren Situationen, neu zu beschreiben, es überhaupt in Worte zu fassen, Einsichten zu gewinnen und in Beziehung zu den Erfahrungen anderer Betroffener zu bringen. Retrospektive Zeug*innenschaft ist insofern eine alltagstheoretische Praxis, als vergangene Ereignisse die Grundlage für die Neubearbeitung von Begriffen wie Gewalt, Nötigung oder Machtmissbrauch bilden.
Ein Beispiel für diese Form von retrospektiver Zeug*innenschaft – ein Trauma, das nach Jahrzehnten erst thematisiert wird – kommt in dem autofiktionalen Dokumentarfilm „The Tale" (2018) von Jennifer Fox zu Ausdruck. Darin erzählt die Regisseurin, gespielt von Laura Dern, wie sie als Erwachsene ein traumatisches Ereignis aus ihrer Kindheit neu erinnert. Die Geschichte besteht im Grunde aus zwei Geschichten. In der ersten Version, die Fox in Erinnerung behalten hat, ist sie 15, hat einen Freund und macht ihre ersten sexuellen Erfahrungen. Er ist älter, viel älter, sie ist verliebt in ihn. Doch als ihre Mutter ihr ein Bild zeigt, auf dem sie als 15-Jährige zu sehen ist, merkt sie, dass sie sich getäuscht hat, sie war nicht 15, sondern erst 13. Es beginnt der Einstieg in eine Zone der Gewalt und des Missbrauchs, die sie erst nach vielen Jahrzehnten überhaupt als solche erkennt. Sie erinnert sich an die diffusen Gefühle der Beklemmung während des Missbrauchs, den sie erst später als solchen dechiffriert, und daran, dass sie sich nach jedem erlittenen Übergriff übergeben musste. „The body remembers", sagt Laura Dern in dem Film mehrmals. Die erste Version ihrer Erinnerung, so Dern, lässt sich nicht von der Wahrheit trennen,

die sie als Erwachsene begreift – dass sie als Minderjährige von einem älteren Mann sexuell missbraucht wurde. Die zwei Narrative existieren vielmehr in paradoxen Widersprüchen nebeneinander. Der Dokumentarfilm macht die Erinnerungsarbeit sichtbar, die hinter der Aufdeckung des Traumas liegt, und die Zeit, die Fox benötigt, um zu verstehen, was passiert ist. Der Film zeigt auch, dass sich trotz allen retrospektiven Verstehens der Missbrauch und die Erinnerung an die erste Liebe – eine Erinnerung, die mit der eigenen Identität verwobenen ist, – nicht in Einklang bringen lassen; dass sich aus dem Verstehen kein lineares Narrativ ergibt. Ein Riss tut sich auf in der Biografie.

Diese verbleibende Spannung in der biografischen Erzählung ist strukturell, sie ist politisch. Denn sie deutet auf die Diskrepanz hin zwischen der Wirklichkeit von Gewalterfahrungen und den sozialen Bedingungen, an denen sich bemisst, ob – und wenn ja, in welcher Form – diese Erfahrungen *als* Gewalterfahrungen benannt werden können. Persönliche und intime Grenzverletzungen sind in gesellschaftliche Muster der Sagbarkeit eingelassen; zugleich prägt die diskursive Grammatik von Gewalt die individuelle Wahrnehmung. Die retrospektive Aufarbeitung von Gewalterfahrungen ist in diesem Sinne ein politischer Akt – ein Prozess, dessen Ergebnisse sich oft nicht zu linearen Erzählungen und stimmigen Biografien verbinden, der aber Resonanzen erzeugt und damit nach und nach die Parameter des gesellschaftlich und kulturell Sagbaren verschiebt. Diese Aufarbeitungen der Vergangenheit tragen nicht zuletzt dazu bei, Gewalt *als* Gewalt zu erkennen und als solche beim Namen zu nennen. Das kollektive Teilen von individuellen Erinnerungen ermöglicht es, erlittene Ungerechtigkeiten, die in der eigenen Biografie bislang im Stillen, unerkannt, nachwirkten, (auch) im Nachhinein zu erkennen, zur Sprache zu bringen. Damit rückt ein zentraler Aspekt feministischer Erinnerungsarbeit in den Blick, der eng mit dem komplexen Phänomen retrospektiver Zeug*innenschaft verbunden ist: der Bruch mit etablierten Sprech- und Schweigepraktiken, die sexualisierte Gewalt unsichtbar machen, verharmlosen oder verklären. Darum geht es im folgenden Abschnitt.

Die Gewalt beim Namen nennen

„It took me about three years to realize I had been raped" schildert eine Frau, die von ihrem damaligen Freund vergewaltigt wurde, in Robin Warsaws (1988, 6) „I Never Called it Rape". Weil der Übergriff von ihrem Freund ausging, erschien ihr das Wort zunächst unpassend. Erst als sie in Selbsthilfegruppen die Schilderungen Anderer hörte, konnte sie das Geschehen beim Namen nennen (ebd.). Die Trauma-Forscherin Judith Herman (1992, 67) beschreibt die diffuse Lage, in denen sich Überlebende sexualisierter Gewalt befinden, weil die Übergriffe, die sie als lebensbedrohlich empfinden, oftmals gesellschaftlich als einvernehmlich gelten. Der erste – oft immens schwierige – Schritt im Umgang mit dem traumatischen Ereignis besteht deshalb darin, die Gewalt überhaupt beim Namen zu nennen (ebd.).

„I always knew I was going to write the violence explicitly", bemerkt die Autorin Roxanne Gay (2014) in ihrem autobiografischen Essayband „Bad Feminist". Das ist ihr deshalb wichtig, weil wenig Zeit und wenig Wörter auf die affektiven Erfahrungen von Überlebenden in kulturellen Repräsentationen und öffentlichen Berichterstattungen aufgewendet werden (ebd.). Die Frage nach dem Schreiben und Sprechen über sexualisierte Gewalt stellt Gay (2018) in der von ihr herausgegebenen Essaysammlung „Not that Bad: Dispatches from Rape Culture" ins Zentrum. Die Autorinnen beschreiben auf verschiedene Weise die (Un-)Möglichkeiten, Geschichten über (erfahrene) sexualisierte Gewalt zu erzählen. Zugleich stellen die Texte literarische Versuche dar, mit dieser (Un-)Möglichkeit umzugehen. In „Fragments" schildert etwa Aubrey Hirsch (2018), wie sie als Lehrende eines Schreibworkshops gemeinsam mit den Teilnehmenden die von ihnen verfassten Essays liest. Sie bemerkt, dass einige Texte Szenen einer Vergewaltigung schildern, ohne dass dies den Verfasser*innen oder den Lesenden bewusst ist. Hirsch macht die Student*innen darauf aufmerksam, dass der Text, den sie gerade lesen, eine Vergewaltigung beschreibt. Daraufhin lesen die Student*innen den Text noch einmal, um die Anzeichen, die auf einen Gewaltakt hindeuten, zu dechiffrieren. Es ist – jedenfalls aus der Perspektive Hirschs – ein Training in der Wahrnehmung dessen, wie Gewalt sprachlich und erzählerisch sichtbar gemacht wird – durch Stichwörter und Signale, die auf eine Nötigung oder Zwang hindeuten: „The essay never uses the word ‚rape', but it does say ‚wrong'. It says ‚wasted' and ‚sick' and ‚dizzy' and ‚vomit'. It says ‚ignore'. How is it possible they haven't seen this?" (Hirsch 2018, 7). Hirsch zeigt, so meine Vermutung, wie sehr die Wahrnehmung von Gewalt *als* Gewalt eine vorangehende affektive Grammatik erfordert: die Bereitschaft, eine Geschichte über Gewalt in all ihren Facetten auch hören zu wollen.

Die Essays in „Not that Bad" zeichnen überdies nach, wie sexualisierte Gewalt von Bekannten, sowie auch innerhalb der Familie und im Freund*innenkreis oft verharmlost wird. Die unterschiedlichen Autor*innen beschreiben, wie von den Opfern im Nachgang nicht selten noch Dankbarkeit und Milde erwartet wird: Dankbarkeit dafür, dass nichts Schlimmeres geschehen ist, und Milde in Form von Empathie mit der Person, die sie angegriffen hat – etwa, weil ein Ruf oder eine Karriere auf dem Spiel stehen, oder weil vielleicht alles nur ein Missverständnis war. „‚You're so lucky you weren't killed', the first person I tell tells me" schreibt Claire Schwartz (2018, 34) in ihrem Essay. „You're so lucky you weren't killed – The words feel slender and sharp as the blade that was pressed against my neck that night – stroking a border so fine you can touch it and touch me at once with its cool metal faces" (ebd., 35).

Wenn Opfer von sexualisierter Gewalt über ihre Erfahrungen öffentlich sprechen, werden ihre Schilderungen oft angezweifelt und verharmlost. Ebenso kommt es vor, dass die Erzählungen sogleich instrumentalisiert werden, etwa für rassistische Narrative. Dies war im Oktober 2018 der Fall, nachdem eine junge Frau in Freiburg nach einem Besuch in einer Diskothek von mehreren Männern vergewaltigt wurde. Die

Tat erlangte öffentliche Aufmerksamkeit, im Zentrum der Diskussion standen aber weder die traumatischen Erfahrungen der betroffenen Frau, noch die sexualisierte Gewalt, sondern die Gefahren der Migration, nachdem bekannt geworden war, dass es sich bei der Mehrzahl der Täter um Migranten handelte. Das Argument, es seien Unbekannte und Fremde, die für die unsäglichen Taten verantwortlich sind, schützt im Modus eines sexuellen Exzeptionalismus (Dietze 2018) vor der Auseinandersetzung mit den sozialen und kulturellen Faktoren, die Gewalt gegen Frauen strukturell ermöglicht, begünstigt, prägt und bisweilen regelrecht unter Schutz stellt.

Um die Bedingungen und Strukturen sexualisierter Gewalt zu verstehen und um den theoretischen Rahmen zu erweitern, in welchem die hier angeführten Schilderungen betrachtet werden, ist es daher erhellend, sich mit der von Kate Manne (2017) beschriebenen misogynen Logik zu beschäftigen. In ihrem Buch „Down Girl: The Logic of Misogyny" erläutert Manne, inwiefern sexualisierte Gewalt eine Form von struktureller Gewalt ist – von individuellen Personen begangen, aber in kulturelle Systeme aktiv eingebettet. Mit Blick auf öffentliche Reaktionen und kulturelle Narrative zu Vergewaltigung beschreibt sie, wie Vorwürfe über sexuelle Übergriffe gehört werden. Sie konzentriert sich dabei auf ein Phänomen, das sie als „himpathy" bezeichnet: „the flow of sympathy away from the female victims toward their male victimizers" (ebd., 23). Der Begriff „himpathy" bringt zum Ausdruck, wie Aufmerksamkeit für männliches Leid von den Gewalt-Schilderungen der Opfer ablenkt. Manne beschreibt das Zum-Schweigen-Bringen von Opfern – etwa durch Androhungen oder Schweigepflicht-Verträge – als „eating her words" (ebd., 1). Ähnlich formuliert es Rebecca Solnit (2017, 22) in „The Mother of all Questions", wenn sie vom „narrativen Kannibalismus" spricht, der den kulturellen Diskurs um sexualisierte und intime Gewalt präge. Die hier bemühte Metaphorik vom Verzehren und Verdauen hebt hervor, dass die Geschichten der Überlebenden, ihre individuellen Erfahrungen und Perspektiven, im dominanten kulturellen Sprachraum bezüglich sexualisierter Gewalt bestenfalls noch als Reste der eigentlichen Geschichte auftauchen. Nur wenige Elemente der affektiven Erfahrungen von sexualisierter Gewalt spiegeln sich im Diskursraum der Öffentlichkeit wieder. Das gilt besonders für Erfahrungen, die die übliche Grenzziehung zwischen Agency und Passivität in Frage stellen. Wie unzählige Zeugnisse betroffener Frauen dokumentieren, findet ein Prozess selektiver Absorption und Umwertung statt, an dessen Ende nicht selten die Perspektiven von Opfer und Täter umgedreht wurden, Anteilnahme mit den Tätern ausgedrückt und den Opfern Vorhaltungen gemacht werden. So steht oftmals nicht die Gewalt selbst im Fokus, sondern die Reaktionen der Betroffenen auf die ihr widerfahrene Gewalt. Das Politische, das dabei zum Vorschein kommt – die strukturelle Logik der Frauenfeindlichkeit –, lässt sich nicht aus individuellen Situationen der Intimität und Nötigung herauslösen.

#MeToo: Narrative Allianzen

Seit einigen Jahren entstehen unter feministischen Hashtags kollektive Proteste basierend auf persönlichen Erfahrungen mit intimer und sexualisierter Gewalt. So etwa #whenIwas im Jahr 2016, die Aktion #ichhabenichtangezeigt von 2012 und seit Herbst 2017 in größerem Ausmaß #MeToo. Nachdem die New York Times von den Vorwürfen gegen den Filmproduzenten Harvey Weinstein berichtet hatte, entstand unter dem Stichwort #MeToo über Nacht ein Archiv aus Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt. In sozialen Netzwerken, in Essays, Blogs, Büchern und Gedichten schildern Überlebende sexualisierter Gewalt ihre Schicksale. Sie beschreiben detailliert die Übergriffe und erinnern sich an Ereignisse, die zum Teil Jahrzehnte zurückliegen.

Die #MeToo-Kommentare decken auf, wie verbreitet Reaktionen von Victim Blaming sind. Während viele „Me too" feststellten, führten andere darüberhinaus aus, wo und durch wen der Übergriff stattfand, wie alt sie zu dem Zeitpunkt waren, was alles im Nachhinein geschah. Es sind narrative Allianzen, die sich in den Kommentaren formieren; Allianzen, die strukturelle Verwandtschaften herstellen zwischen zahllosen individuellen Biografien und Erfahrungen.

Schon im Ausdruck „MeToo" selbst, geprägt von Tarana Burke zehn Jahre zuvor (The New York Times 2017), liegt ein Moment des Widerstands. Denn „*mir* ist das auch passiert" zu sagen, bedeutet hervorzuheben, was im öffentlichen Diskurs zu sexualisierter Gewalt in den meisten Fällen fehlt: dass sexuelle Übergriffe keine isolierten Ereignisse sind, sondern kulturell eingebettet und sozial strukturiert. #MeToo hebt die Gemeinsamkeiten von sehr verschiedenen und spezifischen Ereignissen hervor, sowie die sozialen Bedingungen und kulturellen Rezeptionsweisen, die dem Sprechen und Schweigen über Gewalt vorausgehen. Feminismus im Modus des Erzählens: Die narrativen Allianzen, die durch die gegenseitige Bezugnahme in sozialen Medien entstehen, sind eine Unterbrechung im dominanten öffentlichen Diskurs um intime Gewalt, da sie zugleich die Individualität und Spezifität der Ereignisse aus der Erfahrungsperspektive der Betroffenen und die strukturellen Ähnlichkeiten zwischen ihnen sichtbar machen. Diese Schilderungen von persönlichen Erfahrungen mit Gewalt sind mit Ahmed zugleich als theoretische Analysen zu lesen. Sie machen deutlich, dass sich die kulturelle Repräsentation von sexualisierter Gewalt nicht loslösen lässt von der Wirklichkeit von Gewalterfahrungen (Mardorossian 2014, 17). Ebenso legen sie dar, inwiefern die Aufteilung von sexualisierter Gewalt in Repräsentationen und Wirklichkeit, in ‚echte' Gewalt und Alltagsgewalt, vergeschlechtlichte, soziale und rassifizierte Vorstellungen von Sexualität und Gewalt aufrechterhalten kann. Die Schilderungen unter #MeToo führen die unermessliche Vielfalt der Formen sexualisierte Gewalt vor und machen strukturelle Verwandtschaften zwischen persönlichen Schicksalen sichtbar.

#MeToo erschafft somit einen geteilten narrativen Raum für Benennungen der Gewalt, die Personen zugestoßen ist, und für die Verdeutlichung und Reflexion darauf,

warum sie nicht nur die Betroffenen selbst etwas angeht, nicht nur Privatsache ist, sondern eine Frage des Politischen. Erzählen ist dabei eine feministische Strategie. Solche öffentlichen Schilderungen von sexuellen Übergriffen erzeugen narrative Allianzen, weil sie eine Grundlage bilden können, damit auch andere ihre Geschichten erzählen. Soziale Medien sind, wie Rebecca Solnit (2017, 22) schreibt, zu einem Ort für „mass testimony" geworden. Die leichte Zugänglichkeit, Vernetzung und hohe Reichweite, die Geschwindigkeit sowie nicht zuletzt die Prägnanz und Schärfe der Botschaften auf Plattformen wie Twitter sind Ermöglichungsbedingungen von narrativen Allianzen. Solidarität bedeutet in diesem Zusammenhang zunächst, dass eine Geschichte eine andere hervorbringt.

Solidarität basiert dabei, wie Clare Hemmings (2012, 148) schreibt, auf einem weiten Spektrum von Gefühlen – zentral sind Wut, Enttäuschung und Lust – und nicht auf festgelegten Identitäten und essenziellen Eigenschaften. Ausgehend von diesem Verständnis feministischer Solidarität als affektiv, dynamisch und situiert, können einzelne Schilderungen von Gewalterfahrungen innerhalb verschiedener Medien und Formate narrative Allianzen erzeugen, die sich einer neoliberalen Individualisierungslogik entgegensetzen, in der alle eigenverantwortlich sind. Dieses Verständnis von Solidarität als Allianz schließt an Judith Butlers (2004) Arbeiten zu Verletzlichkeit als konstitutiver Bedingung von Sozialität und politischem Handeln an. Butlers Perspektive macht evident, dass und wie persönliche Gewalterfahrungen eingelassen sind in Gefüge struktureller Gewalt, durch die Prekarität und Verletzlichkeit differenziell produziert wird. Es ist ein Verständnis von Solidarität, das Sabine Hark (2017) weiter ausarbeitet: Die Kondition der Verwundbarkeit erscheint als Schauplatz für queer-feministische Koalitionen, im Zentrum steht ein relationales Autonomieverständnis, das die grundlegende Soziabilität von verletzlichen und daher wechselseitig aufeinander angewiesenen Individuen betont (ebd., 41).

Um auf #MeToo zurückzukommen: Während die Kommentare unter #MeToo auch in feministischen Diskursen dafür kritisiert wurden, Frauen auf eine Opferrolle festzuschreiben, ist mein Argument, dass etwas ganz Anderes passiert. Gerade weil die Kommentare und Schilderungen unter #MeToo traumatische Ereignisse offenlegen, manifestiert sich ein Solidaritätsverständnis, das Gefühle ebenso wie Verletzlichkeit und Vulnerabilität als politische Kategorien denkt. #MeToo stößt auf diese Weise ein Überdenken dessen an, was es bedeutet, Opfer von Gewalt zu werden, es zeigt, wie die Gegenüberstellung von Viktimisierung und Handlungsmacht sowie von Affekt und Widerstand neu gedacht werden muss.

Wenn Frauen Anschuldigungen wegen sexueller Übergriffe öffentlich erheben, wird ihnen nicht selten vorgeworfen, dass sie sich willentlich in eine Opferrolle hineinbegeben. Ihnen wird unterstellt, keine Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen, wenn *de facto* das Gegenteil der Fall ist. Überlebende von Vergewaltigung (und häuslicher Gewalt) übernehmen nicht nur Verantwortung für ihr eigenes Handeln, sondern oftmals auch noch für die Handlungen des Täters. Wie Rebecca Stringer (2014) in „Knowing Victims: Feminism, Agency and Victim Politics in Neoliberal

Times“ schreibt: „(V)ictims often assume *excessive* responsibility, for their own actions, and for the actions of others“ (ebd., 30, Herv. i.O.). Zumeist tun die Betroffenen dies gerade deshalb, weil sie nicht als Opfer gesehen werden wollen.

Gefühlswelten der Verweigerung

„Ich hasste ihn dafür, dass er nicht merkte, dass ich nicht wollte, was er tat (...). Aber noch mehr hasste ich mich und dass ich nichts sagte. Noch einmal: Ich wusste nicht, was das hier war, obwohl ich es gut kannte“ (Baum 2018, 17). In dieser Passage ihres fiktiven Essays „Setzen Sie sich!“, erschienen im Erzählband „Sagte sie. 17 Erzählungen über Sex und Macht“ (Muzur 2018), beschreibt Antonia Baum den inneren Monolog einer Frau, die sich in einer Situation der sexuellen Bedrängnis wiederfindet. Sie sitzt mit ihrem Abteilungsleiter im Taxi und sucht nach Worten, um seinen unerwünschten Berührungen zu entkommen. Baum thematisiert die Grenzen des Sagbaren und die Untauglichkeit von herkömmlichen Verständnissen von Macht und Ohnmacht, um Gewalterfahrungen wiederzugeben. Und sie verhandelt die Rezeption von Erzählungen über Gewalterfahrung in intimen Kontexten, insbesondere, wie diese von Vorstellungen davon geprägt sind, was sich in Schilderungen über sexuelle Übergriffe zu erzählen lohnt und was nicht; und inwiefern diese Unterscheidung nicht herrschaftsfrei ist. Wenn nur der Ausgang der Geschichte zählt, und nicht das, was sich dazwischen – auf der Ebene von Erfahrung und Affekten – ereignet, dann bleibt das, was die Gewalt ausmacht, das Sich-Hinwegsetzen über den erkennbaren Willen von Anderen, unsichtbar.

Auch der Film „Alles ist gut“ von Eva Trobisch (2018) beschäftigt sich mit den Möglichkeiten der Darstellung und Schilderung sexualisierter Gewalt. Der Film erzählt von Janne, einer jungen Frau, die durch einen sexuellen Übergriff in ihrem Selbstverständnis erschüttert wird. Janne und Martin feiern zusammen, sie sind albern und ausgelassen. Am Ende des Abends lässt sie ihn auf ihrer Couch schlafen. Der Film visualisiert die affektiven und körperlichen Übergänge von einer ausgelassenen Stimmung hin zu einem Gewaltakt. Dabei werden Vorstellungen vom angemessenen Verhalten von Opfer (und Täter) subvertiert. Janne will schlafen gehen, Martin aber will Janne küssen, die Stimmung ändert sich. Er setzt sich über ihren Willen hinweg und vergewaltigt sie. Der Übergriff geschieht so schnell, dass kaum Zeit bleibt zu realisieren, was gerade geschehen ist. „Echt jetzt?“ sagt Janne ungläubig, als es vorbei ist.

„Im letzten Moment hätte sie natürlich schreien können, sich wehren können, aber sie überlässt ihn seiner Scham“, sagt Eva Trobisch in einem Gespräch mit Katja Nicodemus in der Wochenzeitung Die Zeit (Nicodemus 2018, 44). In dem Film, in dem das Wort Vergewaltigung kein einziges Mal vorkommt, geht es um die Grenzen des Sagbaren – und um die Problematik der verfügbaren Begriffe zur Artikulation sexualisierter Gewalt. Trobisch rückt dabei die Praktiken des Schweigens und Jannes unausgesprochene Wut ins Zentrum. Janne weigert sich, an der Sprache und

dem Sprechen über Vergewaltigung teilzunehmen; sie verweigert ihre Teilnahme am Diskurs. Und doch, oder gerade deshalb, ist Trobischs Film, der affektive Formen der Verweigerung inszeniert, ein Beitrag zu den narrativen Allianzen, die mit Blick auf intime Formen von Gewalt entstehen. Denn ihr Film zeigt, dass das verfügbare Vokabular unzureichend ist, um das affektive Ausmaß solcher Erfahrungen wiederzugeben. Die in den Bahnen klassischer Erklärungs- und Legitimationsweisen verlaufende Sprache stumpft ab vor dem, was angesichts des Geschehenen zu sagen wäre. Janne erzählt niemanden von dem Vorfall. Nur ihrer Mutter gegenüber deutet sie etwas an: „(E)r wollte halt, und ich halt nicht", woraufhin ihre Mutter entgegnet, „Nein heißt Nein". Janne aber will dieses Gespräch nicht führen. Sie fühlt sich nicht als Opfer, sie fühlt sich als jemand, die Handlungsmacht hat, und dass sie vergewaltigt worden ist, ist damit nicht vereinbar. Das zeigt, wie problematisch das Vokabular selbst ist, die damit verbundenen Vorstellungen von Passivität und Handlungsmacht, von Dominanz und Unterlegenheit. Der Film verrückt Vorstellungen von Macht und Ohnmacht, Überlegenheit und Schwäche. Denn er zeigt Martin als denjenigen, der seine Wünsche nicht klar benennt, während Janne ihren Willen deutlich bekundet. Wiederholt sagt sie, sichtbar entschlossen, dass sie müde ist und schlafen geht. Er ist unbeholfen *und* gewalttätig, er ist ihr unterlegen *und* setzt sich über ihre Selbstbestimmung hinweg, sie wird Opfer seiner Gewalt, sie ist fassungslos, ungläubig – *und* genervt. Die fiktiven und autobiografischen Narrationen von sexualisierter Gewalt – sei es in sozialen Medien oder in fiktiven Texten – tun gerade dies: Sie fordern das angestammte Vokabular und die damit verbundenen Muster von Wahrnehmung und Wirklichkeitsbestimmung bezüglich Gewalt und Sexualität heraus.

Und sie fordern das heraus, was Elizabeth Schneider (1993, 387) mit Blick auf die innerfeministische Diskussion als die „false dichotomy between women's victimization and women's agency" beschreibt. Die Gegenüberstellung von Opferstatus und Handlungsfähigkeit prägt seit Susan Brownmillers (1975) „Against Our Will" und Catherine MacKinnons (1989) „Toward a Feminist Theory of the State" nicht nur öffentliche Diskurse, sondern auch innerfeministische Debatten um Gewalt und Sexualität. MacKinnons feministische Arbeiten wurden vielfach – unter anderem einflussreich von Wendy Brown (1995) – dafür kritisiert, dass sie Frauen auf eine Opferposition festschreiben und ihnen Handlungsmacht und Widerständigkeit geradezu absprechen. Zugleich betont beispielsweise Rebecca Stringer (2014), dass der Opferbegriff auch ein politischer und widerständiger Begriff sei. In ähnlicher Tendenz macht Carine Mardorossian (2014) deutlich, dass auch innerhalb feministischer Debatten hegemoniale männliche Dominanz oft fraglos mit Handlungsmacht gleichgesetzt wird. In „Framing the Rape Victim" (ebd.) stellt sie fest, dass in der Geschichte kultureller Diskurse zu sexualisierter Gewalt stets der Status des Opfers als souveränes Subjekt im Zentrum der Auseinandersetzung stand. Die Bedingungen und Ausprägungen von hegemonialer männlicher Dominanz rücken dabei in den Hintergrund (ebd., 13). Wie Schneider (1993, 389) betont, verstellt die Annahme, dass Überlebende von Gewalt nur *entweder* Opfer sind *oder* Personen mit Hand-

lungsmacht, den Blick für all jene Formen des Handelns, die Opfer von intimen und sexualisierten Gewalterfahrungen ausüben, um sich selbst – und beispielsweise im Kontext häuslicher Gewalt oftmals ihre Kinder – am Leben zu erhalten.
Die Schilderungen von erfahrener Gewalt in fiktiven und biografischen Erzählungen gründen dabei nicht so sehr auf einem geteilten Opferstatus als vielmehr auf einer Infragestellung der Dichotomien von Opferstatus und Handlungsmacht und den damit einhergehenden Annahmen und Vorrausetzungen (Opfer als passiv und unsouverän, Täter als aktiv und in Kontrolle). Die Einzelheiten in den Schilderungen von Gewalt widersetzen sich der Abstraktheit der Kategorien von Passivität und Agency. Damit zeigen diese Texte auch Aspekte der Gewalt und von Formen des Widerstands auf, die vielschichtig und ambivalent sind. Sie schaffen Raum für Neuartikulationen von Erfahrungen an den Grenzen des Sagbaren.

Resümee: affektiver Widerstand

Die in diesem Beitrag thematisierten narrativen Allianzen, die sich in digitalen Räumen, in fiktiven und autobiografischen Romanen und Filmen formieren, rücken die politische Dimension von Gewalterfahrungen in den Blick und verweisen auf affektive Formen des Widerstands. Sie führen vor, wie Widerfahrnis bereits Widerstand sein kann und Dissens nicht nur öffentliche, kollektive Handlungen beschreibt, sondern auch körperlich *gefühlte Erkenntnisse*, aus denen Wörter, Begriffe und Hashtags entstehen, die Neu-Sortierungen der Vergangenheit nach sich ziehen. Es ist eine Form von Widerstand, die vielleicht erst im Nachhinein geschieht, als Erinnerung an die widerfahrene Gewalt, die deshalb aber nicht weniger politisch ist. Befreiung und Emanzipation suggerieren, dass man etwas hinter sich lässt; dass man sich von der Vergangenheit loslöst. Aber jene feministischen Gefühle und Schicksale, die in diesen Textanalysen beschrieben wurden, lassen sich nicht auf einer linearen Zeitachse sortieren. Vielmehr implodieren Vergangenheit und Gegenwart, Vergangenes taucht wieder auf und konturiert die Gegenwart neu; gegenwärtige Schilderungen und Praktiken transformieren das Geschehene, indem sie neue Zusammenhänge herstellen, neue Verständnisse ermöglichen und damit die Grundlage für neue Allianzen schaffen. Die persönlichen Verweigerungen, die die Texte schildern, sind auch politische Verweigerungen; Verweigerungen, die in gebrochenen Erzählungen, nach und nach, zum Ausdruck kommen. Dabei werden die Bedingungen politischen, feministischen Widerstands revidiert. Widerstand wird als Prozess imaginiert, der Zeit erfordert, Brüche und Zweifel zulässt, der affektiv und körperlich daherkommt – als diffuse Irritation, als innere Stimme, als Gefühl von Übelkeit.
Die fiktional ausgearbeiteten und zum Teil auf biografischen Erlebnissen gründenden Schilderungen geben einen narrativen Einblick in das affektive Erleben von Gewalt. Dabei verrücken sie das Verhältnis von Gefühlen und Widerstand und führen Formen feministischer Solidarität vor, in denen Freiheit und Emanzipation sich nicht trennen lassen von den Gefühlen der Ohnmacht oder der Wut. Die Schil-

derungen in Antonia Baums Essay „Setzen Sie sich“ ebenso wie die diskutierten Essays in „Not That Bad“ beschreiben das Scheitern und Aufgeben, das Zögern und (Re-)Kapitulieren, als eine Grammatik des Widerstands. Es ist eine Sprache, die Raum lässt für stille Formen des Widerstands, des Schreibens und Sprechens über die widerfahrene Gewalt, ebenso wie für das Schweigen und die Verweigerung der Teilnahme. Die Texte stellen das Ringen mit Begriffen und Konzepten von Gewalt in den Vordergrund. So fungieren sie als Formen des widerständigen Schreibens. Das Innenleben von Protagonist*innen wird zum Schauplatz politischer Aushandlungen. Die diskutierten Essays, Romane und Filme lassen sich als literarische Antworten auf den gesellschaftlichen Umgang mit sexualisierter Gewalt lesen. Die durch diese Schilderungen geschaffenen Artikulationsräume zeichnen sich dadurch aus, dass sie individuelle Ereignisse innerhalb gesellschaftlicher Diskurse kontextualisieren und private Gewalterfahrungen als Formen von struktureller Gewalt sichtbar machen. Damit werden auch Verständnisse von Solidarität neu erwogen und umgeschrieben: weniger im Sinne von Zugehörigkeit zu einer imaginierten Gruppe, als vielmehr im Sinne geteilter Reaktionen auf Gewalt und Ungleichheit. Es zeichnet sich eine Idee von Solidarität ab, die das genaue Hinhören und präzise Sprechen und Schreiben nicht zuletzt in Form retrospektiver Zeug*innenschaft als zentrales Element von kollektiver und individueller Ermächtigung versteht. Es ist eher eine Solidarität des Verstehens und Verstandenwerdens vor dem Hintergrund geteilter Erfahrungen und struktureller Bedingungen, die auch affektiv, als affektive Dissonanz (Hemmings 2012, 154), registriert werden und weniger eine Solidarität der Zugehörigkeit. Auf dieser Grundlage werden Möglichkeiten kollektiven Handelns *entgegen* festgelegten Identitäten und paternalistischen Versionen feministischer Solidarität sichtbar. Diese Form der feministischen Solidarität zeichnet sich dadurch aus, dass sie erzählerisch und sprachlich ist; sie versucht, ein Vokabular zu erschaffen, das in der Lage ist, wiederzugeben, was in Gewaltsituationen geschieht. Diese Erinnerungsarbeit ist zutiefst politisch. Und es zeigt sich, wie der Blick zurück auf persönliche Schicksale und Gewalterfahrungen für feministische Solidarität ebenso wichtig ist, wie der Blick in die Zukunft.

Literatur

Ahmed, Sara, 2017: Living a Feminist Life. Durham, London.

Alles ist gut, 2018: Regie: Eva Trobisch; Drehbuch Eva: Trobisch. München: Trimafilm. DVD. Eurovideo Medien GmbH. 93 Minuten.

Baum, Antonia, 2018: Setzen sie sich! In: Muzur, Lina (Hg.): Sagte Sie. 17 Erzählungen über Sex und Macht. Berlin, 11-19.

Brown, Wendy, 1995: States of Injury. Power and Freedom in Late Modernity. Princeton.

Brownmiller, Susan, 1975: Against our Will. New York.

Butler, Judith, 2004: Precarious Life. The Power of Mourning and Violence. London.

Dietze, Gabriele, 2018: Rechtspopulismus und Geschlecht. Paradox und Leitmotiv. In: Femina Politica. 27 (1), 34-46.

Gay, Roxanne, 2014: Bad Feminist. Essays. New York.

Gay, Roxanne, 2018: Not that Bad: Dispatches from Rape Culture. New York.

Haug, Frigga, 1999. Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit. Hamburg.

Hark, Sabine, 2017: Koalitionen des Überlebens. Queere Bündnispolitiken im 21. Jahrhundert. Göttingen.

Hemmings, Clare, 2012: Affective Solidarity: Feminist Reflexivity and Political Transformation. Feminist Theory. 13 (2), 147-161.

Herman, Judith, 1992: Trauma and Recovery. The Aftermath of Violence – From Domestic Abuse to Political Terror. New York.

Hirsch, Aubrey, 2018: Fragments. In: Gay, Roxanne (Hg.): Not that Bad: Dispatches from Rape Culture. New York, 1-13.

MacKinnon, Catharine: 1989. Toward a Feminist Theory of the State. Cambridge.

Manne, Kate, 2017: Down Girl: The Logic of Misogyny. Oxford.

Mardorossian, Carine M., 2014: Framing the Rape Victim. Gender and Agency Reconsidered. New Brunswick.

Muzur, Lina, 2018: Sagte Sie. 17 Erzählungen über Sex und Macht. Berlin.

The New York Times, 2017: The Woman Who Created #MeToo Long Before Hashtags, 20.10.2017. Internet: https://www.nytimes.com/2017/10/20/us/me-too-movement-tarana-burke.html (16.8.2019).

Nicodemus, Katja, 2018: Echt jetzt? Die junge Regisseurin Eva Trobisch erzählt in ihrem Debütfilm ‚Alles ist gut' von einer Frau, die kein Opfer sein will. Eine Begegnung. In: Die Zeit, 27.9.2018, 44.

Phillips, Nickie D., 2017: Beyond Blurred Lines. Rape Culture in Popular Media. Lanham.

Schneider, Elizabeth, 1993: Feminism and the False Dichotomy of Victimization and Agency. New York Law School Law Review. 38 (1-4), 387-400.

Schwartz, Claire, 2018: & the Truth Is, I Have No Story. In: Gay, Roxanne (Hg.): Not That Bad. Dispatches from Rape Culture. New York, 33-47.

Solnit, Rebecca, 2017: The Mother of all Questions. Further Feminism. London.

Stringer, Rebecca, 2014: Knowing Victims. Feminism, Agency and Victim Politics in Neoliberal Times. Abingdon.

The Tale, 2018: Regie: Jennifer Fox; Drehbuch: Jennifer Fox. Louisiana/Kalifornien, USA: OneTwoFilms/A Luminous Mind Productions. DVD. Capelight Pictures. 114 Minuten.

Warsaw, Robin, 1988: I Never Called it Rape. The Ms. Report on Recognizing, Fighting, and Surviving Date and Acquaintance Rape. New York.